



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von allerlei Dichterinnen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seine engste Heimat hinausgekommen wäre. Alles was ihm neu und interessant ist, soll den gleichen Reiz auf andre ausüben. Dagegen wird, was er über Vergangenheit und Gegenwart Kretas beibringt, einem Zeitungsleser nicht viel Neues sagen. „In Randia giebt es auch ein Museum mit ausgegrabenen Kunstschätzen; ich hatte leider nicht die Zeit, es aufzusuchen; aber was in Häusern und Höfen leicht zugänglich war, zeigte mir mein Führer.“ Diese Stelle ist charakteristisch, und entsprechend sind die Wahrnehmungen aus Athen, Konstantinopel u. s. w. Als ihm die Laterne des Diogenes gezeigt wird, fragt der Verfasser: „Wie soll ich das verstehen? Soll des Diogenes Laterne eine solche Gestalt gehabt haben?“ Allerdings scheint er nur auf mindergebildete Leser zu rechnen, die er belehren muß, daß Zeus römisch Jupiter heißt. Wie es dem Reiseschriftsteller ziemt, zitiert Alfred von Seefeld auch Dichter, namentlich Homer und Scheffel. Am ersten Ostertage läßt er sich „den klassischen Spaziergang nicht nehmen,“ findet jedoch „in der Ebne von Canea alles so ganz, ganz anders als bei uns. Hier paßt kein Zug auf unsern Faust!“ Das ist allerdings überraschend. Am nächsten steht dem Herzen des Verfassers offenbar ein sonst unbekannter Dichter, der Elpis Melena in einer Ode angefangen hat, die folgendermaßen anhebt:

An Garibaldis Helbenplan
 Hast Ehr und Namen du geknüpft,
 Und denk ich, was du ihm gethan,
 Das Herz mir froh im Busen hüpf.
 Gar mancher zwar dich nicht versteht,
 Und wohl gar manche lästert dich —
 Doch wisse, daß das oft so geht,
 Und tröste, o Melena, dich!

Der Dichter heißt nicht Gottlob Biedermayer, sondern H. W. Bodeker.



Von allerlei Dichterinnen



Unter dem bescheidenen Titel Phantasien und Märchen hat Sofoldo Kurz (Stuttgart, Götschen, 1890) ein Bändchen kleiner Erzählungen veröffentlicht, das uns eine eingehendere Besprechung zu verdienen scheint. Gute Märchen zu schreiben, ist wohl die schwierigste Kunst; wer sie besitzt, darf zu den Sonntagskindern der Poesie gezählt werden. Als Rückschlag gegen den Naturalismus und den Wirklichkeitskultus sind zwar in der letzten Zeit viele Märchenbücher er-

schienen, wir erinnern an Baumbach, Ganghofer, Ebers. Namentlich der letzte ist wieder wegen seiner „Drei Märchen“ gefeiert worden, und wieder mit Unrecht, denn er hatte nur Novellen mit märchenhaftem Aufputz geschrieben. Keiner aber hält den Vergleich mit den Märchen der Kurz aus. Sie kommen alle über das Moralisiren nicht hinaus, es fehlt ihnen die reiche Phantasie, die den Dichter und darum auch den Leser gläubig macht, sie bleiben kühl und ironisch, sie sind eben doch nicht Dichter genug. Solde Kurz ist es aber in reichem Maße. Die Bilder und Bildchen, die vor ihren Augen schweben, sind so schön, so lieblich, so heiter, so reich an deutscher Symbolik, daß man unaufhörlich im Anschauen verweilen möchte, weil sie so viel Freude und Genuß bereiten. Es fehlt zwar auch bei ihr nicht an moralisirenden Absichten, aber der Gedankengehalt geht doch völlig in der Erfindung auf, und die Erfindung ist so schlicht und klar, daß sie sich uns schon nach dem ersten Lesen dauernd einprägt.

Wie schön und unmittelbar wirksam ist das Märchen von den „Goldenen Träumen,“ d. h. in Prosa: von der Poesie. Ein armer Schneider erhält zu seinen elf Kindern noch ein zwölftes, worüber er nicht gerade erbaut ist. Da naht der Wiege des Kindes eine schöne Fee; sie kann zwar ihm oder den Eltern gar nichts schenken, aber sie will doch Gutes thun, und da begabt sie das Kind mit „goldenen Träumen.“ Es ist ein seltsames Geschenk. Der Knabe wächst als ein stiller, in sich gefehrter, bescheidner Mensch heran; er ist anspruchslos, weil er eine unererschöpfliche Heiterkeit in sich birgt. Wenn er die Augen schließt, kommen ihm die goldenen Träume, die ihn Hunger und Durst vergessen lassen. Darüber wird er freilich ein Nichtsthuer, lernt kein Gewerbe, kann sich nichts verdienen. Weil er aber so gut und so bescheiden ist, erhalten ihn, nach dem Tode der Seinigen, die Leute im Dorfe, bis auch ihre Güte und Geduld zu Ende geht. Aus Hunger verkauft er nun seine goldenen Träume; der Mann aber, der sie ihm abkauft, hat sich dem Teufel verschrieben, und das reiche Gold, das Hans der Träumer jetzt besitzt, ist höllischer Art. Es richtet Unheil an, zerfließt ihm und andern unter den Händen, bis sich Hans in dem höchsten materiellen Glücke nach seiner frühern Armut, aber auch nach dem beseligenden Besitz der goldenen Träume zurücksehnt. Die Fee verhilft ihm wieder dazu, rettet ihn aus den Klauen des Teufels, und Hans beschließt sein Leben in demselben Dorfe und in derselben Armut, in der er es begonnen hat; aber nun scharen sich alle Kinder des Dorfes um seinen Großvaterstuhl, in dem er seine Träume erzählt.

Das ist die Erfindung, ganz kahl wiedergegeben; die Ausführung aber strömt über von schönen Einzelheiten. Wie Goethes Märchen von tanzenden, goldverzehrenden Irrlichtern erzählt, so ähnlich hat Solde Kurz die goldenen Träume beschrieben; zuweilen erinnert ihre Phantasie auch an Schwind. Wenn

man will, kann man aus ihrem Märchen auch eine Symbolik des Berufsdichters herauslesen, der seine goldnen Träume um Golderwerb verkauft und sich unglücklich fühlt, sobald er aufhört, ihr Herr zu sein. Es ist aber nicht nötig, dem Märchen diese litterarische Tendenz unterzulegen, um es schön und gehaltvoll zu finden. Sein schwermütiger Grundton ist bezeichnend für alle Poesie der Ffolde Kurz. In den drei „Phantasien“ des Buches ist er vorherrschend; was uns aber auch diese wertvoll macht, ist, daß sich die Schwermut in reine Poesie auflöst und nicht tendenziös zum Pessimismus wird. Im „Sternenmärchen,“ einer kosmischen Phantasie, die ihresgleichen an Schönheit sucht, hat Ffolde Kurz alle Liebe, die des Menschen Herz zur Allmutter Erde erfüllt, in der rührendsten Weise poetisch verkörpert. Es führt uns an den glänzenden Hof der großen Herrscherin Sonne. Die kleine Erde ist ein Lieblingskind der Sonne. Das keusche, bescheidene, jungfräuliche Wesen entzückt auch uns. Wir werden in eine lieblich traurige Liebesgeschichte der Jungfrau Erde mit einem Tausendsassa von Kometen eingeweiht, der allen Männern und Frauen am Sonnenhof, Mond und Venus, Merkur und Jupiter u. s. w. mit seiner Lebenskunst den Kopf verdreht und schließlich seine feierlich verlobte Erde schmählich sitzen läßt. In diesem „Sternenmärchen“ ist gar keine Tendenz und doch alles von heiterer Symbolik und fesselnder Schönheit. Die Verfasserin ist kühn wie eine Nachtwandlerin, sie wandelt in den Lüften und stürzt nicht. Sie wird wie von einem Genius geleitet. Darum fällt sie nie aus dem Tone, sie giebt sich ganz, wie sie ist, affektirt nie eine Volkstümmlichkeit, die doch nicht zu erreichen ist, fürchtet sich nicht davor, ihr Wissen im Märchen zu verraten, und erreicht gerade mit dieser nur dem großen Talent eignen Unbefangenheit das höchste Ziel. Wie echt märchenhaft ist beispielsweise die Art, wie sie von der Hölle im „Geborgten Heiligenschein“ spricht! Mit der ernstesten Miene von der Welt setzt sie sich da in kritischen Gegensatz zu dem Schöpfer der abendländischen Höllenvorstellung, zu Dante, indem sie sagt: „Nun ist aber das Fegfeuer keinesweges, wie Dante meinte, ein Berg mit stufenweisen Kreisen, sondern ein durchbrochener, unterirdisch geheizter Kof, durch dessen Öffnungen der Dampf zieht, und seine Wirkung ist der eines russischen Dampfbades ähnlich. Durch den starken Schweiß werden zuerst alle schlechten Elemente ausgeschieden, dann wird durch gesteigerte Heizung der Sünder, der zuerst ganz schwarz gewesen, allmählich zum Rot- und schließlich zum Weißglühen gebracht, was die letzte Stufe bedeutet.“ Solch trockner Humor findet sich in allen drei Märchen.

Mit diesen Bemerkungen müssen wir uns für diesmal begnügen. Wir hoffen ja doch, im Laufe der Zeit noch öfter Neues von Ffolde Kurz zu lesen. Es ist nicht abzusehen, wohin sie ihre Entwicklung noch führen wird. Den Kenner der düster ernsten „Florentiner Novellen“ wird die spielende Ammut und der scherzende Tiefinn dieses Märchenbuches sehr überraschen. Auch künst-

lerisch will es uns als ein großer Fortschritt erscheinen, denn so naiv und anschaulich wie diese Märchen waren jene Novellen nicht geschrieben. Wir glauben im Urteil nicht zu übertreiben, wenn wir diese „Phantasien und Märchen“ zu den wenigen Büchern von bleibendem Wert zählen, die seit langer Zeit erschienen sind; wir stellen sie ohne Bedenken den „Sieben Legenden“ von Gottfried Keller an die Seite.

Von der dauernd in Italien (Florenz) lebenden Schwäbin Kurz zu der in Hamburg lebenden Schwabenfreundin Ilse Frapan ist ein großer Sprung, und nicht bloß ein räumlicher. Die Kurz ist Idealistin: religiöse, metaphysische, historische Fragen beschäftigen sie vielfach, ihre Phantasie bewegt sich in der Region der Sterne, ihre Kunst stellt das allgemein Menschliche dar. Ilse Frapan ist Realistin: sie steigt lieber hinab, als hinauf, lieber ins Pathologische, als ins Metaphysische, sie sucht lieber das Individuellste als das Typische auf, und nicht bei den Sternen am Himmel droben, sondern bei den kleinen Leuten auf der Erde unten siedelt sich ihre Phantasie an. Darum betitelt sie ihre neue Novellensammlung mit Recht *Enge Welt* (Berlin, Paetel, 1891), und auch in der Sammlung ihrer Gedichte (ebenda) tritt dieser Kunstcharakter zu Tage.

Die Wahrheit zu sagen, können wir ihre Lyrik nicht als besonders merkwürdig bezeichnen, so sehr wir im übrigen ihr Talent schätzen. Die Gedichte haben uns mit wenigen Ausnahmen kühl gelassen; es fehlt ihnen die Kraft, zu erwärmen. Sie sagt zwar einmal:

Sie loben an mir so Gaben
Und möchten doch anders mich haben;
Sie wollen mich flacher und flauer,
Nachgiebiger auch und lauer,
Und gelt' ich nicht gerade für schlecht,
Ich mach' es doch nie jemand recht.

Ihr Lämmer mit Milch in den Adern,
Erspart euch das Raten und Hadern!
Ihr richtet (?) ja nichts mit dem Bessern,
Mit Kühlen, Begüt'gen, Verwässern;
Dies kräftige Lieben und Hassen
Bin ich! und das sollt ihr mir lassen.

Ganz gut, denkt man sich; auf solchem Stamme müssen doch wohl die schönsten lyrischen Blüten gedeihen. Es ist aber doch nicht der Fall. Die Frapan weiß zwar, worauf es in der Lyrik ankommt, denn sie hat einen nicht gewöhnlichen Kunstverstand; ihre Begabung ist aber doch wesentlich episch. Nur wo sie das Gefühl in eine Situation oder in eine Erzählung kleiden kann, gelingt ihr ein Gedicht, wie z. B. das folgende:

Wie Kinder stehn vor fremdem Gartenthor
 Dahinter Blumen Märchenträume wecken,
 So stehn wir vor der Hoffnung buntem Flor,
 Sehnsüchtig Lugend durch geschlossene Hecken.

Und endlich wird die Pforte aufgethan,
 Die Kinder stürmen jubelnd auf die Beute;
 Wo sind die Blumen, die wir leuchten sahn? —
 Sie blühen nur einen Tag, und der ist heute.

Die sticht! Du ziehst verlegt die Hand zurück,
 Und die ist seellos (!), ohne Duft, den (!) süßen; —
 Die schönste, die bezaubert deinen Blick,
 Die schönste — fällt entblättert dir zu Füßen.

Die schon gepflückten welken in der Hand,
 Und achlos läßt du sie zu Boden sinken —
 O Zeit, da ich noch vor der Pforte stand
 Und sah sie tauig durch das Gitter blinken!

Ein andres gelungenes Gedicht ist „Erwartung,“ das den nervösen Zustand verliebten Wollens und Nichtwollens hübsch schildert. Auch die Gedichte auf Wischer verdienen Lob. Im ganzen aber ist die Lyrik nicht das Gebiet, auf dem sich Ilse Frapan auszeichnet. Auf Umwegen tritt jener Charakter einer selbstherrlichen Natur, die mit allen ihren guten und schlimmen Eigenschaften so genommen werden will, wie sie ist, in ihren Novellen zu Tage, und zwar dadurch, daß die Erzählerin solche schwer biegsame Naturen selbst schildert. Von jenem Selbstgefühl aus nimmt sie ihren Standpunkt für die Betrachtung der andern Menschen. Was dieser „Engen Welt“ an Weite des Hintergrundes und der Aussicht mangelt, soll die in die Tiefe gehende Charakteristik der Gestalten ersetzen. Keine geringe Aufgabe! Indem sich die Verfasserin auf die enge Welt beschränkt und auf die Mitwirkung allgemeiner Ausblicke in die Gegenwart oder Vergangenheit verzichtet, hofft sie uns durch die Vertiefung in die Innerlichkeit der Menschennatur, durch die eindringliche Seelenmalerei im einzelnen und durch deren künstlerische Veranschaulichung fesseln zu können. Daher ihr eigentümlicher Stil, namentlich in der ersten Novelle: „Was Gottes Wille ist,“ wo eine Menge Einzelheiten an einander gereiht werden, die Handlung langsam vorwärts geht, bis schließlich die Szene möglich wird, auf die die ganze Geschichte hinausläuft. Es ist eine schwäbische Dorfgeschichte, die sich zu einer Schilderung des schwäbischen Stammescharakters erweitert. Man ist auch geneigt, anzunehmen, daß ein wirklicher Vorfall in Schwaben der Erzählerin die Anregung zu der Novelle gegeben habe. Bei der Trauung eines jungen Bauernpaares bleibt die Braut auf die Frage des Pfarrers, ob sie den neben ihr stehenden Mann als Gatten anerkennen wolle, zunächst die Antwort schuldig, und dann sagt sie geradezu „Nei!“ Darauf entsteht natürlich große Bewegung in der Kirche. Da schiebt sich in aller Eile die jüngere

Schwester der widerspenstigen Braut an ihre Stelle, nimmt ihr Ring und Kränzchen ab, ruft ja! Pfarrer und Bräutigam sind ebenso geschwind völlig einverstanden mit dem Tausch, und die Ehe wird geschlossen. Diese kaum glaubliche Geschichte hat nun Ilse Frapan mit feiner Kunst wahrscheinlich gemacht. Sie giebt eine ausführliche Schilderung des Zusammenlebens der zwei Schwestern mit dem Bräutigam der ältern; wir sehen, daß dieser Paul von der ältern nur pflichtmäßig, auf das Gebot des Vaters hin, äußerlich als Bräutigam gelitten wird, während ihn die jüngere, ohne sich eingestehen zu dürfen, rechtchaffen liebt. Dieses Schauspiel der drei naiven, über ihre Liebe unklaren Naturen ist ganz reizend, wahrhaft humoristisch empfunden und trefflich durchgeführt. Noch kunstvoller ist die letzte der vier Novellen „Auf der rauhen Alp,“ die die Unfreiheit des Willens zum Motiv hat. Eine prächtige Schwäbin, auch eine Bäuerin, verliebt sich bei einer sehr romantischen Gelegenheit in einen Wilderer, all ihrer sittlichen Entrüstung über sein verbotenes Treiben zum Trotz. Sie ist sogar entschlossen, ihn zu heiraten, unter der Bedingung, daß er sich auf eine bestimmte Probezeit des Wilderns enthalte. Diese Probe besteht der Mann nicht, er unterliegt der „Sucht“ und kommt ins Zuchthaus. Die Beth heiratet darum aber doch keinen andern, und als sie der wieder entlassene Wilderer in der Einsamkeit beim Heuen trifft, da unterliegt sie selbst der vielgeschmähten „Sucht.“ Der Zuchthäusler geht nach Amerika, wo er verkommt; die Beth bleibt mit ihrem Kinde im Dorfe, trotz dem Gespötte der Nachbarn und wird schließlich respektvoll in Ruhe gelassen. Diese ebenfalls vortrefflich erzählte Geschichte bewegt sich wie die andre Novelle „Recht wider Recht“ schon in der Bahn des Naturalismus, nur tritt er nicht auch in der äußern Form mit all seiner Freude am Häßlichen auf. Es ist vielmehr anzuerkennen, daß die Verfasserin ihre naturalistischen Motive mit gutem Geschmack und Takt darstellt. „Recht wider Recht“ schildert die Tragik der „engen Welt,“ wo sich die Menschen bis zur Unerträglichkeit das Leben erschweren, weil sie in ihrer Armut dicht an einander gekettet sind: ein Nachtstück düsterster Art. Schwach ist die vierte Geschichte: „Sörg und Hans Razenwedel,“ vielleicht sollte sie ein Seitenstück zu den berühmten Freiherren von Gemperlein der Ebner-Gschenbach werden.

In ihrer Verehrung der Ebner begegnet sich mit Ilse Frapan Hermine Willinger, die ihre neueste Sammlung kleiner Erzählungen: Auch ein Roman und andre Geschichten (Berlin, E. und P. Lehmann, 1890) sogar jener Dichterin „in verehrungsvoller Freundschaft“ gewidmet hat. Das Buch ist besser als der nachgerade geschmacklos gewordene Typus seines Titels. Hermine Willinger ist ein echtes poetisches Talent, wenn sie sich auch mit Vorliebe in der kleinen Form der Skizze bewegt. Sie hat in ungewöhnlichem Maße die Kraft der Stimmung. Eine Situation erblickt sie wie ein Maler, und sie weiß sie mit unendlicher Fülle des Gemüths festzuhalten, das kleine abgeschlossene Bildchen

wird ihr zum Symbol des großen Ganzen des Menschenlebens. So in der Kindergeschichte „Auch ein Roman,“ in dem Stimmungsbild „Stromaufwärts“ und sonst. Aus der Höhe dieser Betrachtungsweise fließt ihr Humor, der zuweilen die Thräne im Wappen führt und mit reiner Rührung erfüllt. Wenn sie die traurig-lustigen Geschichten von „des Dichters Macht“ oder „Prinzipienkampf“ oder „Ortsjustiz“ erzählt, so kann die heiterste und dabei rührendste Wirkung nicht ausbleiben. Nur ein reines Gemüt, das mit Liebe und Freiheit die Welt betrachtet, konnte solche Stücke schreiben. Auch die Willinger schwäbelt gern, sie ist in Schwaben zu Hause, und sie trifft ungesucht den rechten Ton. Daß ihr Talent sich auch an größere Aufgaben wagen darf, beweist die Geschichte vom „Hauptpunkt,“ deren humoristisches Motiv fast daselbe ist wie der Grundgedanke des großen Romans: „Der eiserne Rittmeister“ von Hans Hoffmann und in seiner Darstellung den Vergleich mit jenem Werke recht wohl aushalten kann. Ein Krämer, der in seiner Jugend Philosophie studirt hat, will den lieben Gott abschaffen und an seiner Statt das Gewissen als den „Hauptpunkt,“ worauf alles ankomme, auf den Thron setzen. So rührend seine thätige Menschenliebe ist, so komisch ist sein blinder Eifer, mit dem er Pfarrer und Köchin, Honoratioren und dienstbares Volk ohne Unterschied zum „Hauptpunkt“ befehlen will. In diesem Eifer für den „Hauptpunkt“ sieht er die offenkundigsten Dinge nicht, die um ihn herum vorgehen. Als Antagonist ist ihm ergötzlicher Weise ein Gastwirt gegenübergestellt, der den harmloseren Fehler hat, jeden halben Satz mit dem Wörtchen „also“ zu schmücken, worüber der gute Krämer ganz wild wird, sodaß er sich mit dem behäbigen Gastwirt herumzankt. Er sieht eben nur den Splitter im fremden, nicht aber den Balken im eignen Auge. Diese Geschichte ist wohl die beste des an guten Geschichten reichen Buches.

Man hat bisher den schreibenden Frauen am meisten den Mangel an Humor zum Vorwurf gemacht; Humor, als den Ausdruck eines freien und starken Geistes, wollte man nur Männern zuerkennen. Wir haben hier wieder drei Frauen kennen gelernt, deren humoristische Kunst den Vergleich mit männlichen Leistungen recht gut aushalten kann, ja wir wüßten nicht viel Männer zu nennen, die sich mit ihnen vergleichen ließen. Das sind beachtenswerte Thatsachen, die auch ein Licht auf unsre litterarischen Zustände werfen. Nichts hört man häufiger, als die Klage über die Zunahme der litterarischen Frauenarbeit. Wenn man nur eine Nataly von Eschstruth vor Augen hat, so begreift man den Spott. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß jetzt einige weibliche Talente schaffen, die aller Ironie Stand halten können. So ganz zufällig kann uns das nicht erscheinen. Wenn wir auch nur zwei, die Ebner und die Kurz, zu nennen wissen, die wahrhaft schöpferisch, als ganz eigne Menschen auftreten, so schreiben doch viele Frauen frischer und erquicklicher als zahllose Männer. Es will uns scheinen, daß den dichtenden Frauen zu gute komme,

daß sie nicht fortwährend in litterarischer Lust leben, auch nicht aus Bibliotheken, Zeitungsbureaus, Studiensälen zur Litteratur gelangen, sondern aus dem bürgerlichen Leben selbst, wo sie die längste Zeit waren, ehe es ihnen gelang, in den Hafen eines Buchverlegers einzulaufen. Sie kennen meist die Welt, von der sie sprechen, aus langjähriger Erfahrung, aus unmittelbarem Verkehre; sie bedürfen nicht erst eigener Studienfahrten, um sich Anschauungen zu erwerben, und so gelingt ihnen der Wettkampf mit den Männern bis zu einem gewissen Grade sehr gut. Damit wollen wir uns nicht etwa zu galanten Rittern der schriftstellernden Frauen aufwerfen; wir wollen nur die Thatsachen deuten, wenn sie auch für die Männer nicht gerade schmeichelhaft sind.

Auch die allerneueste Dichterin, Olga Wohlbrück, die eine Reihe novel-
listischer Sittenbilder: Aus drei Ländern (Stuttgart, Göschen, 1890) veröffentlicht hat, zeichnet sich vielfach durch diese Frische und Unmittelbarkeit aus. Man fühlt, daß Erlebnisse, Erfahrungen, eigne Beobachtungen aus ihren Erzählungen sprechen, und sie unterhält ganz vortrefflich. Olga Wohlbrück ist ein kosmopolitisches Persönchen: in Rußland geboren, in Deutschland erzogen, in Paris als Schauspielerin am „Odeon“ thätig gewesen, ist sie seit einigen Jahren wieder in Deutschland seßhaft, sie soll am Berliner Residenztheater als Schauspielerin thätig sein. Ob sie jetzt von der Bühne Abschied nehmen will, um sich der Litteratur zu widmen, wissen wir nicht. Nach dem vorliegenden Buche zu urteilen ist sie sichtlich begabt, hübsche Erzählungen zu schreiben. Sie hat Geist, Geschmack, gesunden Sinn und versteht sich auf die Künste der Spannung, der Steigerung und der Vorbereitung des Effekts. „Sie will nicht spielen“ ist ein guter Lustspielstoff. Ein glücklicher Lustspieldichter steht am Tage einer ersten Aufführung in einem bösen Doppelfeuer zwischen zwei eifersüchtigen Frauen, die beide in seinem Stücke beschäftigt sind, und die eine nach der andern nicht spielen wollen. Die ältere ist eine vor Jahren verlassene Freundin des Dichters, die jüngere ist seine kürzlich geheiratete Frau Gemahlin. Wie sie sich gegenseitig entdecken und den armen Theaterdirektor zur Verzweiflung bringen, schließlich aber doch sich zu dem höheren Zwecke versöhnen, ist ganz allerliebft erzählt. Ein „Talent ohne Frack“ behandelt das alte Thema: um berühmt zu werden, genügt es nicht, begabt zu sein, sondern man muß sich auch gute Freunde schaffen, die für die Verbreitung des Ruhmes sorgen, man muß persönliche Beziehungen pflegen, man muß einen Frack haben. In der Novelle „Ungleiche Waffen“ stellt die Verfasserin die Existenz eines für Weib und Kinder schwer arbeitenden Malers in Gegensatz zu der eines aristokratischen Lebemanns, der sein Geld vergeudet. In dieser Novelle scheint nur ein Fehler zu sein, nämlich der, daß andre Motive diesen Grundgedanken kreuzen und ihn darum in der klaren Wirkung stören. Sehr hübsch dagegen ist das kleine Stimmungsbild aus dem Theaterleben „Zum letzten mal“, wo eine tugendhafte Schauspielerin von der Bühne Abschied nimmt, ohne sich feiern zu lassen.

Am schwächsten scheint uns die erste Geschichte des Buches, „Das Jordansfest“; sie spielt in Rußland und ist russischen Erzählern nachempfunden. Im ganzen also ein hoffnungsvoller „Antritt“ der feinsinnigen Schauspielerin. In Zukunft möge sie bei dem Grundsatz beharren, nur davon zu erzählen, was sie gut kennt, und ihre Sprache möge sie von den vielen unnötigen Fremdwörtern säubern, die sie entstellen.



Hedda Gabler



it keinem seiner frühern Dramen hat Henrik Ibsen seinen Verehrern eine geistig und sittlich so tief heruntergekommene Gesellschaft vor Augen geführt, wie mit dem vieraktigen Schauspieler „Hedda Gabler,“ das zuerst in München mit starkem Widerspruch, darauf am 10. Februar im Berliner Lessingtheater in Gegenwart des Dichters unter stürmischem Beifall, gegen den die Proteste der zischenden Minderheit nicht aufkommen konnten, aufgeführt worden ist. Natürlich können solche Kraftproben roher Meinungsäußerungen, bei denen der Klatschende stets über den Zischer triumphiert, weil er das größere Geräusch macht, das ästhetische Urteil über den künstlerischen Wert eines Schauspiels nicht beeinflussen. Aber sie sind — und das will in der Blütezeit der Cliquesherrschaft und der Reklame viel sagen — auch nicht mehr imstande, einen Erfolg vorzuspiegeln, wo in Wirklichkeit ein Mißerfolg vorhanden war. In dem besondern Falle, der uns hier beschäftigt, handelt es sich nicht etwa um die rohe Gewalt bezahlter Claqueurs, sondern um den Kampf zwischen blinden Fanatikern und bestürzten Zweiflern, die bereits an der Gottähnlichkeit ihres Propheten irre zu werden beginnen. Sie bildeten die Hauptmasse der Besucher der ersten Vorstellung im Berliner Lessingtheater, und das unbefangene Publikum, das die litterarischen Bestrebungen noch nicht von dem programmäßig umschriebenen Standpunkte doktrinäer politischer Parteien betrachtet, gab bei den spätern Aufführungen seine Stimme so unzweideutig ab, daß das Schauspiel trotz einer Darstellung, die vom Dichter selbst als vollkommen gepriesen worden war, nach sechs Wiederholungen ebenso geräuschlos in die Theaterbibliothek versank wie eine Tambentragödie aus der Hohenstaufenzeit.

Die zweifelnden Ibsenfreunde, die bis dahin mit rührendem Eifer, oft mit einem heldenmütigen sacrificio dell' intelletto für ihren Patron einen Feldzug